

Familie als Ressource der Gesellschaft. Warum Familie unersetzlich ist /

Von Jürgen Liminski

Verehrter Vorsitzender, meine Damen und Herren,

Zunächst mal Dank für die Einladung und Glückwunsch zu dieser Initiative! Kaum etwas ist heute, in diesen Zeiten von Fake news und Gefühlsfesten notwendiger als Gruppen, die sich mit Argumenten und Fakten befassen, gerade beim Thema Familie. Ich will da gleich mal ein paar aktuelle Beispiele nennen, um diese Notwendigkeit zu illustrieren. Die Süddeutsche Zeitung verglich auf ihrer Internetseite vor ein paar Tagen in einem Video den Umweltschutz mit einem Kind, bezieht sich auf einen Spiegel-Artikel aus dem vorigen Jahr – offenbar hatte der nicht so richtig gezündet - und kommt wie der Spiegel zu dem Schluss, ich zitiere: „Auf Auto und Fleisch verzichten und weniger Flugreisen machen - mit diesen Maßnahmen können Sie das Klima schützen. Doch laut Forschern ist noch wirksamer: ein Kind weniger in die Welt setzen“. Zitat Ende. So kann man in grünen und linken Kreisen auch Werbung für Abtreibung machen. Bemerkenswert ist der Hinweis auf die Forschung. Die Wissenschaft ist sozusagen das Letzte, woran viele Journalisten noch glauben, wenn sie überhaupt an etwas glauben. Wissenschaft wird gern mit Zahlen gleichgesetzt, am besten offiziellen Zahlen des Statistischen Bundesamtes. Auch damit kann man Ehe und Familie ins Zwielicht rücken. Beispiel: In manchen Medien ist zu lesen oder zu hören, daß von den 17,6 Millionen Ehepaaren in Deutschland rund die Hälfte kinderlos sei. Das stimmt. Aber von den 8,8 Millionen heute kinderlosen Paaren sind es viele, weil die Kinder aus dem Haus sind. Es handelt sich um Millionen Rentnerpaare. Aber die Zahlen müssen halt herhalten, um ein Phantom zu rechtfertigen, nämlich das Auslaufmodell Familie. Dabei ist es immer noch so, daß nach einer Studie des WD des BT, fußend auf Daten des Statistischen Bundesamtes, also doppelt offiziell, rund sieben von zehn Paaren in Ehe leben und drei von vier Kindern bei ihren beiden leiblichen und verheirateten Eltern. Aber man schreibt halt lieber über das halbe Prozent gleichgeschlechtlicher Paare (genauer: 94.000) mit ihren rund zehntausend Kindern als über die restlichen 99,5 Prozent Ehen und Familien mit ihren 14 Millionen Kindern. Gefühlt würde ich sagen, steht hier die Wirklichkeit auf dem Kopf.

Es wäre eigentlich die Aufgabe des medialen und politischen Establishments, Debatten zu versachlichen. Das Gegenteil geschieht. Zum Beispiel werden Sie in den Medien ganz selten lesen oder hören, daß, ich wiederhole, eben drei von vier Paaren in Deutschland in Ehe leben, die Ehe also einen sehr viel höheren Stellenwert hat als im politisch-medialen Establishment. Und daß die normale Familie keineswegs ein Auslaufmodell ist, oder daß das bevorzugte Familienmodell heißt: Er Vollzeit, sie Teilzeit und nicht beide Vollzeit, was man uns auch weißzumachen sucht. All das beruht auf Daten des Statistischen Bundesamtes, nachzulesen und auf Grafiken zu betrachten beim Mikrozensus oder auch auf der Seite des Instituts für Demographie, Allgemeinwohl und Familie. Aber was Sie nicht so leicht finden und was für das Verständnis der Gesellschaft heute sowie die Rolle der Familie wesentlich ist, sind Gedanken über das Humanvermögen, über jene Ressource, die in der Familie geschaffen wird und von der die Gesellschaft lebt, also über jene Voraussetzung, wie Böckenförde in seinem berühmten Diktum sagt, ohne die Staat und Gesellschaft nicht funktionieren können. Deshalb möchte ich jetzt versuchen, mit positiven Fakten und Argumenten das Thema „die Bedeutung der Familie für die Gesellschaft“ zu erläutern und zwar in drei Punkten und 40 Minuten. Der erste Punkt, die Einleitung lautet: Urvertrauen und Glück. Der zweite: Was die Familie leistet und da kommen wir als ordentliche Mitteleuropäer um eine Definition von Familie und ihrer Kernkompetenz nicht herum. Drittens, der Hauptteil: Familie und Humanvermögen, was ist Humanvermögen, wie wird es in der Familie gelebt und gebildet, und am Schluss erlaube

ich mir eine kleine Empörung, das gehört heute wohl zu jedem halbwegs politischen Diskurs.

1. Einleitung: Urvertrauen und Glück

In einem Bändchen über „moralische Grundbegriffe“ denkt der Philosoph Robert Spaemann auch über Erziehung nach. Er schreibt: „Nur an einer Wirklichkeit, die uns Widerstand leistet, können wir unsere Kräfte entwickeln..... Die Mutter ist im allgemeinen die erste eigenständige Wirklichkeit, der das Kind begegnet. Und so ist dafür gesorgt, dass die Wirklichkeit zunächst als hilfreich und freundlich erfahren wird. Die Stiftung dieser Grunderfahrung – die Psychologie spricht vom Urvertrauen – ist das Wichtigste, was Erziehung überhaupt zu leisten hat. Denn wer auf eine Erinnerung an eine heile Welt zurückgreifen kann, wird leichter mit der unheilen fertig“.

Die heile Welt und die unheile Welt, das gibt es auch in uns selbst. Und der Weg zur heilen Welt ist wegen der zahllosen widerständigen Wirklichkeiten ohne seelischen Proviant, ohne psychologischen Proviant nicht zu erreichen. Dazu gehört als erstes das Urvertrauen. Es ist, in gewissem Sinn, die Haut des Humanvermögens, die Hülle der Daseinskompetenzen. Die Natur hat es so eingerichtet, daß dieses Urvertrauen, diese erste Bindung oder dieses „Gefüge psychischer Sicherheit“, wie Karin und Klaus Grossmann es nennen, bereits im Mutterleib entsteht und bei der Geburt mit einem Ausstoss von Oxytoxin, dem Glücks- oder Bindungshormon, so massiv gefeiert wird wie nie mehr sonst im Leben. Die Amerikaner, die ja alles messen, was sich bewegt und regt und lebt, haben auch die Hirnströme gemessen, wenn ein neugeborenes Baby zum ersten Mal seiner Mutter in die Augen blickt. Und siehe da, so haben die amerikanischen Neurologen festgestellt, es kommt tatsächlich Bewegung ins Hirn. Es ergeben sich Strömungen, die typisch und identisch sind für Glücksgefühle. Die Messung beim Vater ergab: Es bleibt bei einer Linie. Immerhin, es ist kein Punkt, das lässt hoffen. Alles zu seiner Zeit. In den ersten Jahren sind die Mütter näher dran. Das Baby hat ja neun Monate lang gerochen, geschmeckt, ertastet und gefühlt wie Mutter empfindet, singt, ruht, läuft und ist. Jetzt sieht es sie. Und es sieht in den Augen die Liebe, noch ziemlich verschwommen aber dennoch: Was für eine Erkenntnis, was für ein Glück! Das ist nicht der Start, sondern die Fortsetzung einer Beziehung auf anderem, höheren Niveau. Es ist die Fortsetzung der Dyade, der Zweier-Beziehung sozusagen im Licht einer neuen Wirklichkeit. Und zu dieser Wirklichkeit gehört in der Regel die Familie.

2. Was Familie leistet

„Wer das Glück sucht, findet die Familie“, schreibt Paul Kirchhof in seinem Vorwort zum Buch Abenteuer Familie. Das neugeborene Kind weiß noch nichts, aber es ist glücklich. Es fühlt sich geborgen. Es fühlt sich geliebt. Ich habe mal eine Feldumfrage im Hause Liminski zur Frage Familienglück gemacht. Auf die Frage, was ist für dich Familienglück, antwortete Mimi, damals zehn Jahre alt: „Meine Geschwister“, Gwenael, zwölf Jahre, („Ich bin die Nummer neun“) schon etwas allgemeiner und abstrakter: „Ganz viele Brüder und Schwestern“; Nathanael, genannt Momo, 15 Jahre und das schulische Ausnahmekind: „Familienglück, das ist Gemeinsamkeit und Bereicherung durch Lob und Kritik“. Arnaud, 19 Jahre, meinte: „Kinder und Kommunikation“, seine Freundin Ini, 17 Jahre, heute seine Frau und Mutter der kleinen Clara und des noch kleineren Anton, sagte: „Kinder und finanzielle Absicherung“; David, 21: Zusammenhalt, gegenseitige Unterstützung, Schutz. Und Annabelle, damals 28, heute 46, zusammenfassend und fast mit den gleichen Worten wie die Mutter: „Familienglück, das ist Geborgenheit und selbstlose Liebe. Man braucht nichts zu leisten, um geliebt zu werden, man hat Rollen, spielt aber keine. Man lebt in Beziehungen der Liebe, sie sind immer tiefer als Beziehungen zu Freunden“. Vanessa, verheiratet und damals in Spanien,

heute in Amerika lebend und selber Mutter von fünf Kindern, ergänzte am Telefon: „Vertrauen, vertrauliches Gespräch, Zärtlichkeit, Respekt vor dem anderen“.

Ich übergehe die anderen, sie kommen noch in einer weiteren Anekdote vor. Klar ist: Es geht nicht nur um das genetische Bad. Hier kommen Aspekte und Verhaltensmuster um das Glück ins Spiel, die sich schwer messen lassen und die auch über das persönliche Empfinden und Befinden hinausgehen: Die selbstlose Liebe, das Angenommen sein um der Person willen, ganz gleich was sie hat oder leistet, wie sie aussieht oder was sie tut; Es gibt das menschliche Grundbedürfnis nach dieser selbstlosen Liebe. Das Streben danach ist in die Wiege gelegt. Die Liebe ist das Ur-Geschenk, sagt Thomas von Aquin, alles, was uns sonst noch unverdient gegeben werden mag, wird erst durch sie zum Geschenk. Und, so lässt sich mit Alfred Adler folgern, alle menschlichen Verfehlungen sind das Ergebnis eines Mangels an Liebe.

Liebe, Geborgenheit, Vertrauen, Schutz. Das ist die Grundlage für die Bildung von Humanvermögen. Es ist der Humus, aus dem Persönlichkeiten erwachsen. Die Familie ist der Garten für diese Erde. Ist die Erde dünn, ist der Humus flach, karg und steinig, kommt keine Nahrung mehr aus der Tiefe des psychologischen Wurzelwerks, dann gibt es eben nur noch kleine Früchtchen.

Dieses Urgefühl oder Urvertrauen hat also auch eine kollektive Komponente. Wenn Onkel, Tanten, Geschwister fehlen und der Rest der Verwandtschaft, die Eltern permanent im Streß leben, wenn das Kind nur noch betreut und kaum noch geliebt wird, weil Liebe und Beziehung auch Zeit brauchen, dann gleitet eine Gesellschaft in einen Strudel emotionaler Verarmung. In diesem Prozess befinden wir uns. Der mittlerweile anschwellende Diskurs über die Folgen des demographischen Defizits hat den emotionalen Faktor noch nicht entdeckt. Aber er ist es, der das Leben anmutig, schön, begeisternd oder auch zufriedenstellend macht. Verliebte sind im siebten Himmel, heißt es. Es sind aber nur die Emotionen, die so weit und so hoch tragen. Das Herz hat Gründe, die der Verstand nicht begreift, schrieb schon Blaise Pascal.

Die Gefühle waren indes nicht das entscheidende, wenn man in früheren Zeiten und bis ins achtzehnte Jahrhundert von Familie sprach. Familie war ein Zweckverband für das ökonomische Überleben. Die Ethnologen kennen heute rund 100 Definitionen von Familie, das Statistische Bundesamt immerhin ein gutes Dutzend, u.a. die Bedarfsgemeinschaft. Zwar bietet der Brockhaus dem deutschen Bildungsbürger eine griffigere Definition, indem er die Familie bezeichnet als „die Lebensgemeinschaft der Eltern, meist als Ehepartner, und ihrer unselbständigen Kinder“, aber er macht auch aufmerksam auf die zahlreichen Formen in der heutigen Welt. Das „Lexikon der Politik“ definiert in Band 7 (Politische Begriffe), Zitat: „die Familie als kleinste Form des gesellschaftlichen Zusammenschlusses vielfach auch als Keimzelle der Gesellschaft selbst“ und das Bundesverfassungsgericht beschrieb, allerdings vor etlichen Jahren, den Begriff „Ehe und Familie“ wie folgt: „*Ehe ist auch für das Grundgesetz die Vereinigung eines Mannes und einer Frau zur grundsätzlich unauflösbaren Lebensgemeinschaft, und Familie ist die umfassende Gemeinschaft von Eltern und Kindern, in der den Eltern vor allem Recht und Pflicht zur Pflege und Erziehung der Kinder erwachsen. Dieser Ordnungskern der Institute ist für das allgemeine Rechtsgefühl und Rechtsbewusstsein unantastbar*“ (BVerfGE 10, 59/66). Das würden die Richter von heute mit Sicherheit nicht mehr so formulieren. Ich finde diese Definitionselemente richtig, aber etwas blutleer. Viel schöner sind die Definitionen von Papst Franziskus, der die Familie als „Meisterwerk Gottes“ bezeichnet oder von Papst em. Benedikt, der Familie schlicht als „Kern jeder Sozialordnung“ definiert, den Gott gleichsam mit der Schöpfung mitgeschaffen habe.

Familie ist ein kulturell permanentes Faktum, ja eine anthropologische Konstante. Das bestätigen selbst agnostisch denkende Wissenschaftler. Entsprechende Forschungen liegen seit langem vor. 1955 erschien zum Beispiel der Reisebe-

richt „Traurige Tropen“, des großen Sozialanthropologen Claude Levi Strauss. Es war eine strukturalistische Programmschrift, die in den 1960er Jahren viel gelesen wurde. Vieles von dem, was Levi-Strauss lehrte, ist mittlerweile überholt. Geblieben ist seine generelle Unterteilung in Vertikalisten und Horizontalisten, man könnte auch sagen in Groß- und Kleinfamilien. Demnach besteht für die Vertikalisten die Gesellschaft aus Kleinfamilien mit einem Mann, einer Frau und ihren Kindern, eine Art biologisch und psychologisch begründetes Naturgesetz. Die Filiation oder Abstammung, die Vertikale, ist das Lebens- und Ordnungsprinzip. „Als Institution betrachtet“, schreibt Levi-Strauss, „ist die Familie Garant dieser Treue zur Abstammung, die die Generationen miteinander verbindet. Sie weckt im Individuum die ersten und tiefsten Empfindungen, formt Leib und Seele und erzeugt aus Liebe, Eigennutz und Pflicht verschieden lange Folgen von Ahnen und Nachfahren“. Familien bezeichnet er als „Kettfäden“, von der Natur gespannt, damit der Stoff des Sozialen gewebt werden könne. Für die Horizontalisten gehe jede Familie daraus hervor, daß sich zwei Familien miteinander verbündeten – die Horizontale.

Eigentlich beschreiben diese Denkschulen die Natur der Familie. Denn, so Levi Strauss, „die Familie gründet sich nicht nur auf biologische Notwendigkeiten – Zeugung, Geburt und Aufzucht der Kinder -, sondern ist auch sozialen Zwängen unterworfen. Zwischen Natur und Kultur stellt die Familie, wie jeder im Alltag beobachten kann, stets einen Kompromiss dar“. Ohne Familien gäbe es keine Gesellschaft, aber es gäbe auch keine Familien, wäre nicht schon eine Gesellschaft vorhanden. Was war zuerst? Die Antwort ist einfach: Die Ehe oder, wie Levi-Strauss sagt, das konjugale Prinzip.

Levi-Strauss hat sich zeitlebens – er lebte immerhin hundert Jahre und starb in geistiger Frische 2009 an einem Herzinfarkt – gefragt, ob es überhaupt ein Grundmuster der Familie gebe, das allen menschlichen Gesellschaften zugrunde liege und er hat, etwa zehn Jahre vor seinem Tod, diese Antwort gefunden, ich zitiere: „Zwar verwerfen alle inzwischen die veraltete Theorie, nach der vor dem ersten geschichtlichen Auftreten der Familie unter den Menschen „Urpromiskuität“ geherrscht habe. Sie sind sich sogar darin einig, daß der Familientyp, für den monogame Ehe, selbständiger Wohnsitz des jungen Paares und affektive Beziehungen zwischen Eltern und Kindern typisch sind, sowohl in unserer Gesellschaft als auch in jenen heimisch ist, die wir gern als technisch und ökonomisch unterentwickelt bezeichnen. (...) Betrachtet man das ungeheure Repertoire von vier- bis fünftausend Gesellschaften, über die wir seit Herodot unterschiedlich gut Bescheid wissen, kann man nur sagen, daß die konjugale Familie offenbar recht häufig ist und wir es überall dort, wo die Familienverfassung von diesem Muster abweicht, mit Gesellschaften zu tun haben, die in ihrer sozialen, politischen, ökonomischen oder religiösen Entwicklung einen Sonderweg eingeschlagen haben.“

Auf solche familialen Sonderwege fremder Kulturen in Afrika, Indien oder bei den Eskimos mit ihrem Frauentausch berufen sich gern die Anhänger der Promiskuität oder der Polyamorie (jeder mit jedem) als Kronzeugen der Entwicklung. Aber es sind doch nur, wie die Wissenschaft zeigt, Randerscheinungen. Der Durchschnittsmensch ist eben kein Eskimo. Typischer ist die Entwicklung in unserem westlichen Kulturkreis. Was ist für uns Familie? Das Wort Familia kommt aus dem Lateinischen und wird als Ableitung von famulus, Diener, zuerst im alten Rom verwendet. Gemeint war damit zunächst die Gesamtheit der Sklaven und Diener unter einem Dach, später der gesamte Haushalt mit dem Hausherrn, seiner Gattin – auch hier das naturgegebene, konjugale Prinzip - und den Kindern sowie der Dienerschaft. Der Hausvater oder pater familias im römischen Reich hatte Vollmacht, seiner Willkür war das Haus, auch das Leben der Neugeborenen, unterworfen. Es galt wohl die monogame Ehe, es gab nur eine mater familias, aber daneben waren Konkubinen usus.

Das Christentum brachte zu der juristischen auch die leibliche Exklusivität, die Einzigartigkeit der intimen Beziehungen. Es ist diese Exklusivität in ihrer Gesamtheit, die Thomas von Aquin schlussfolgern lässt in der Schrift gegen die Heiden (S. c. gent. III c. 123 n 6): „Je größer eine Freundschaft ist, desto fester und beständiger ist sie. Die größte Freundschaft aber besteht offenbar zwischen Mann und Frau. Sie vereinen sich ja nicht nur im Akt leiblicher Verbindung,..., sondern auch zur Gemeinsamkeit der ganzen häuslichen Lebensgemeinschaft. Zum Zeichen dafür verlässt daher der Mann um seiner Gattin willen auch Vater und Mutter, wie es in Gen. 2,24 heißt. Daher ist es angemessen, dass die Ehe absolut unauflöslich ist“. Diese Unauflöslichkeit ist von den Päpsten vor allem der letzten 150 Jahre immer wieder betont worden. Papst Benedikt XVI. etwa sprach von der „dualen Einheit des menschlichen Paares“ und der Unauflöslichkeit des „mächtigen Bandes, das vom Schöpfer festgelegt wurde“.

Im jüdisch-christlichen Kulturkreis galt daher lange Zeit unumschränkt folgende Definition: „Ein Mann und eine Frau, die miteinander verheiratet sind, bilden mit ihren Kindern eine Familie. Diese Gemeinschaft geht jeder Anerkennung durch die öffentliche Autorität voraus; sie ist ihr vorgegeben. Man muß sie als die normale Beziehungsgrundlage betrachten, von der aus die verschiedenen Verwandtschaftsformen zu würdigen sind. Indem Gott Mann und Frau erschuf, hat er die menschliche Familie gegründet und ihr die Grundverfassung gegeben. Ihre Glieder sind Personen gleicher Würde.“

Die Definition findet sich im Katechismus der Katholischen Kirche, Punkt 2202 ff. Im Wort Beziehungsgrundlage klingt übrigens entfernt an, was der große Soziologe Alexander Mitscherlich den Funktionsverlust der Familie nannte. Mitscherlich meint damit, daß die Familie im Lauf der letzten zweieinhalb Jahrhunderte, also seit der Industrialisierung und der entstehenden Sozialgesetzgebung mehr und mehr die Aufgaben der wirtschaftlichen Erhaltung, der Daseinsvorsorge bei Krankheit, Invalidität, Alter usw. verloren oder an den Staat abgegeben und sich zunehmend auf die Funktionen der Zeugung des Nachwuchses, seiner Sozialisation und auf die Pflege der innerfamiliären Intim- und Gefühlsbeziehungen beschränkt habe. Das ist auch ihre Kernkompetenz und die kann sie nicht abgeben. Auch wenn die Anhänger von Vater Staat das meinen. Diese Kompetenz, die Pflege und die Stabilität der emotionalen Befindlichkeit, besonders in den ersten Jahren, ist auch die erste Quelle des Humanvermögens. Diese Funktion ist nicht zu ersetzen, weil nur Personen, weder Sachgemeinschaften noch Gesellschaften, emotionale Beziehungen, Gefühle der Selbstlosigkeit, der Liebe, zueinander unterhalten und aufbauen können. Und aus dieser Funktion erwachsen die Daseinskompetenzen, früher hätte man auch gesagt die Tugenden für den einzelnen und das sind genau die Voraussetzungen, von denen der Staat lebt und die er selber nicht schaffen kann.

3. Familie und Humanvermögen

Damit sind wir bei Punkt drei, Familie und Humanvermögen und bevor wir sehen, wie Humanvermögen in der Familie gelebt und gebildet wird, will ich es doch einmal begrifflich umschreiben. Der fünfte Familienbericht der Bundesregierung, er datiert aus dem Jahre 1994, also aus einer Zeit, da man sich in der Politik noch tiefergehende Gedanken über die Institution Familie machte, trägt den Titel „Familien und Familien-politik im geeinten Deutschland – Zukunft des Humanvermögens“. In diesem Bericht versteht man unter Humanvermögen „die Gesamtheit der Kompetenzen aller Mitglieder einer Gesellschaft... und das Handlungspotential des Einzelnen“. Dazu gehört, wie der damalige sächsische Sozialminister Hans Geisler ausführt, „neben der Fachkompetenz gleichwertig die Daseinskompetenz, also die Befähigung zur Alltagsbewältigung, sowie der Erwerb von Werthaltungen und Handlungsorientierungen“. Vor allem die Familie sei der Ort, an dem Daseinskompetenz erzeugt werde. „Mehr noch: Der Erwerb

von Daseinskompetenz ... gelingt nahezu ausschließlich nur in familialen Bezügen“.

Mit anderen Worten: Der erste Ort für die Bildung von Humanvermögen ist die Familie. Das Humanvermögen, die mittlerweile wichtigste, weil knapper werdende Ressource der modernen Wirtschaft, macht die grundlegenden Fähigkeiten des Menschen aus. Das ist das Lernenkönnen, das Miteinander-Umgehenkönnen, Ausdauer haben, nach Lösungen suchen statt zu jammern, Gefühle erkennen und einordnen, Vertrauen schenken ohne naiv zu sein, Sprachbewußtsein, Ausdauer, Integrität, Bindungsfähigkeit, nach Lösungen suchen statt zu jammern, Gefühle erkennen und einordnen, Alltagsprobleme meistern - es ist die soziale Kompetenz und die Fähigkeit emotionale Intelligenz zu steuern und viele grundlegende Eigenschaften mehr. Das ist weit mehr als faktisches Wissen. Der amerikanische Nobelpreisträger Gary Becker, ein neoliberaler Ökonom, der den Begriff des Humankapitals und des Humanvermögens in die Wirtschaft eingeführt hat und dafür auch seinen Preis bekam, sagte es auf einem Kongress 2002 in Berlin so: „Das grundlegende Humanvermögen wird in der Familie erzeugt. Die Schule kann die Familie nicht ersetzen“.

Für Personalchefs größerer Unternehmen haben diese grundlegenden Fähigkeiten, die Daseinskompetenzen, mittlerweile eine fast so große Bedeutung erlangt wie die reine Fachkompetenz. Man redet von den soft skills, die von einem Human Resource Management nutzbar gemacht werden. Denn die besten Zeugnisse nützen nichts, wenn man es mit einem hochintelligenten aber asozialen Ekelpaket zu tun hat, es kann dem Betriebsklima und damit der Produktion mehr Schaden als Nutzen bringen. Eine Zukunftsstudie der Beratungsgesellschaft Ernst & Young in Eschborn schreibt dazu: „Die entscheidenden Kompetenzen des Managers von morgen (sind) nicht sein Fachwissen, sondern seine Fähigkeit, mit anderen umzugehen und sich auf Menschen einzustellen, ...“ denn in der heutigen Managergeneration fehle schon vielen „die gute Kinderstube“ – nicht zuletzt weil die Familie fehle.

Wie wird nun Humanvermögen in der Familie gelebt und gelernt? Ich möchte das anhand einer Anekdote erläutern: Ich entnehme sie dem Buch, das meine Frau und ich geschrieben haben (Seite 173): Es geschah an einem der goldenen Tage im Spätherbst. Wetter und Wald waren wunderschön, aber die Heimfahrt war wieder mal schrecklich. Vanessa ärgerte Tobias, Thibaut stichelte David, Thomas tyrannisierte Arnaud. Nur Nathanael, den alle Momo rufen, hielt sich ruhig. Er war müde und schlief. Ermahnungen an die tobende Bande auf den Hintersitzen nutzten nichts. Wiederholungen folgten in verschiedenster Lautstärke. Keine Reaktion, jedenfalls nicht die erhoffte. Der Innendruck im Auto stieg. Da passierte es. Der Kragen platzte. „Heute abend kriegt keiner was zu fressen“, tönte es vom Fahrersitz. Totenstille. Zuhause deckte Momo den Tisch. Sechs Gedecke zuviel befand der Vater. Momo räumte wieder ab. Da reute es den Vater, daß der Kragen nicht ein paar Nummern weiter gewesen war. Aber nun hieß es, konsequent bleiben, sonst war wieder für längere Zeit landunter. Die Mutter schwieg, den Blick nachdenklich gesenkt. Der leere Tisch schien länger als sonst. Am nächsten Tag war Schule und ruhig schläft es sich nicht mit knurrendem Magen. Vor allem Thibaut sollte etwas essen, er ist so mager und bekommt leicht Kreislaufprobleme ohne Vitamine und so. So dachte auch der Vater und schon wurde Momo losgeschickt, um den Bruder zu holen. Der lauschte bereits an der Tür, hinter ihm die anderen. Mit einer Botschaft kehrte Momo zurück: „Bibo sagt, alle oder keiner“. Der Vater vergaß für einen Moment das Kauen. Das kam unerwartet. Sekunden später war der Tisch wie immer zu klein.

Alle oder keiner. Thibaut wurde nun ein offenes Lob ausgesprochen. Er habe Sinn für die Gemeinschaft bewiesen. „Ein Kommunionkind“, meinte David, der sich - mit vollen Backen - daran erinnerte, daß comunio Gemeinschaft heißt. Jetzt lief der pater familias zu großer Form auf. Solidarisches Verhalten habe mit

Gemeinschaft, mit Teilen und mit Liebe zu tun. Das lerne man eben zuerst in der Familie, der kleinen Gemeinschaft zuhause. Praktiziert werde es auch in den größeren Solidargemeinschaften des Volkes, bei den Umlageverfahren, den Steuern, den Renten, den Krankenkassen. „Wenn der Bibi den Braten allein gegessen hätte, hätte er nachher Zimmerkeile gekriegt“, meinte völlig ohne Sozial-Pathos Tobias. Und seine Version hatte sicher auch etwas mit Solidarität, mit der Wirklichkeit von Geben und Nehmen, mit Angebot und Nachfrage, mit marktgerechtem Verhalten zu tun.

So ist normal erlebte Solidarität. Sie wird in der Familie zuerst gelehrt, gelernt und gelebt. Und zwar auf eine osmotische Weise, sozusagen über die Haut eingesogen im täglichen Mit-und Nebeneinander, in tausend Kleinigkeiten des Umgangs in der Familie, so daß sie nachher wie selbstverständlich zur Persönlichkeitsstruktur der Kinder gehört - oder auch nicht. Je stärker der familiäre Zusammenhalt - eine Chiffre der Soziologen für Liebe - umso intensiver geht das Bewußtsein für Solidarität und Miteinander in Fleisch und Blut über.

Das ist doch nur eine Frage der Wertevermittlung, und könne Wertevermittlung nicht auch in der Arbeitswelt oder der größeren Solidargemeinschaft namens Gesellschaft geschehen? Und können nicht auch professionelle Erzieher den Kindern Solidarität beibringen? Kaum, oder nur bedingt, denn die Gesellschaft ist im Vergleich zur Familie ein Kollektiv ohne Gesichter, ohne Namen. Die Familie dagegen sieht die Person, hier wird die Konstante der persönlichen Beziehung lebendig, die Werte sichtbar macht und zeigt, wofür und für wen man sie lebt. Gesellschaft ist namenlose Sachgemeinschaft, sie erzeugt weder Liebe noch Solidarität, sie lebt aber von ihr. Dieser Unterschied ist wesentlich. Als Sachgemeinschaft ist die Gesellschaft auch dem Wandel der Arbeitswelt unterworfen. Vor 40 Jahren noch, so der amerikanische Soziologe Fitzhugh Dodson, „bereiteten die Väter ihre Söhne auf ein Leben als Erwachsene vor, das dem ihren sehr ähnlich war. Unsere Kultur aber ändert sich mit solch einer Geschwindigkeit, daß dies nicht mehr möglich ist. Man weiß, daß von hundert Kindern, die heute auf einem Schulhof spielen, fünfzig Berufe ausüben werden, die heute noch gar nicht existieren. Die Väter können diese ihre Kinder also gar nicht auf ein Leben wie sie es führen vorbereiten. Der Wandel der Gesellschaft geht zu schnell voran.“ Zitat Ende. Konstant aber bleibt die persönliche Beziehung. Für sie zählt nicht, was der andere hat - Geld, Güter, Ideen -, sondern was er ist: Vater, Sohn, Mutter, Tochter, Freund - alles Menschen, Gesichter mit Namen. Für sie lebt man Solidarität.

Gemeinsinn, Toleranz, Ehrlichkeit, Treue, Hilfsbereitschaft, Verantwortung – alles Tugenden, wovon Gesellschaft, Staat und Wirtschaft leben. Die Familie ist der gesunde Nährboden für die Sozialisierung der Person, der geistige Schoss, nennt es Thomas von Aquin, für das Hineinwachsen in die Gesellschaft. Es ist bezeichnend, daß - folgt man der wissenschaftlichen Literatur - „die Erzeugung solidarischen Verhaltens“ als ein Grund für den verfassungsrechtlichen Schutz der Familie genannt wird. Es sei eine Leistung, schreibt Lampert, der frühere Nestor der Familienpolitik, der hier in Augsburg gelehrt hat, eine Leistung also, die in der Familie „in einer auf andere Weise nicht erreichbaren Effektivität und Qualität“ erbracht werde. Dieses solidarische Verhalten ist, nebenbei bemerkt, die Voraussetzung für Integration. Wer die Integrationsfähigkeit eines Landes erhöhen will, der sollte in die Familie investieren.

Fürsorge, Emotionen, Liebe - Das mag manch einer als Gefühlsduselei abtun. Er kennt die Hirn- und Bindungsforschung nicht. Sie lehrt uns, daß die Emotionen nach einem Wort des Entwicklungspsychologen und Kinderarztes Stanley Greenspan, die „Architekten des Gehirns“ sind, daß sie das Wachstum des Gehirns beim Baby beflügeln, daß emotionale Stabilität die Bildung neuronaler Verschaltungen fördert. Wenn durch die freundlich-zärtliche Zuwendung emotionale Stabilität entsteht, das Kind aus sich heraus geht und Erfahrungen sammelt,

dann spriesst es Synapsen im Gehirn, dann lernt das Baby. Hirn- und Bindungsforscher, Entwicklungspsychologen und Pädagogen sagen deshalb: Bindung geht der Bildung voraus. Mit anderen Worten: Zuwendung, Zärtlichkeit, Zeit – die drei großen Z von Pestalozzi – schaffen die Voraussetzung, dass das Kind später überhaupt lernen kann, dass es teamfähig ist, also soziale Kompetenz hat, dass es sich konzentrieren und mit Ausdauer beschäftigen, also arbeiten kann, dass es innovativ ist, dass es seine Gefühle einordnen und so mit Vernunft solidarisch sein kann, emotionale Intelligenz nennen das die Fachleute. Alle oder keiner, heißt da eine Formel. Bindung ist der Stoff, aus dem das Humanvermögen geformt wird, Bindung geht der Bildung voraus, gelungene Bindung führt zu vollem Menschsein.

Der amerikanische Professor Thomas Verny, hat vor zehn Jahren mal einen Zwischenbefund über die Hirn- und Bindungsforschung vorgelegt in seinem Buch „Das Baby von morgen“. Daraus zwei Daten: Bis zum dritten Geburtstag ist das junge Hirn eine wahre Synapsenfabrik. Sie produziert diese Verschaltungen der Zellen, die Denken und Bilder erzeugen und damit erst ermöglichen. Mit drei Jahren hat das Gehirn des Babies hunderte Billionen Synapsen, doppelt so viele wie sein Kinderarzt. Denn es baut im Lauf der Jahre auch Synapsen ab wenn es sie nicht gebraucht. Das ist wie mit Pfaden durch eine Wiese. Wenn sie oft gebraucht werden, entstehen Wege, wenn nicht, dann werden sie überwuchert und verschwinden. Jede Gehirnzelle kann 15.000 Verbindungen mit anderen Zellen eingehen. Je mehr Verschaltungen umso komplexer die neuronalen Netzwerke, umso kreativer der Mensch. Thomas Verny fasst zusammen, Zitat: „Die Forschungsergebnisse beweisen, dass die Art der elterlichen Zuwendung mehr Einfluss auf die Hirnentwicklung hat als wir je für möglich hielten. Was nun der Sauerstoff für das Gehirn ist, das sind freundliche, respektvolle und liebevolle Worte für das junge Bewusstsein“. Zitat Ende. Natur-Wissenschaft, vor diesem Hintergrund erhält der Name einen neuen Klang. Es ist die Natur der Liebe, die Kreativität schafft, Integrität, Innovationskraft, Ausdauer – kurz das Humanvermögen.

Die Hirn- und die Bindungsforschung, die Entwicklungspsychologie und auch die Pädagogik belegen, dass emotionale Stabilität und aktive Kommunikation mit dem Kleinstkind grundlegend sind für das Kindeswohl und für die Verschaltungen im Hirn. Das beginnt bereits während der Schwangerschaft. Beispiel Sprache: Embryo und neugeborenes Kind erkennen und haben Vorlieben für Stimmen, sie können sie sehr wohl von anderen Geräuschen unterscheiden. Monika Rausch, Präsidentin des Bundesverbandes für Logopädie sagt: „Kinder werden mit einem riesigen Sprachverarbeitungspotenzial geboren. Sie können Laute aller Sprachen dieser Welt unterscheiden. Im Laufe der ersten neun Monate wird diese Fähigkeit auf die eigene Muttersprache eingeengt.“ Bis zum 12. Monat seien sie besonders empfänglich für Satzmelodien, für Tonhöhe, Tondauer und Pausen. Die sogenannte Motherese, die Ammensprache oder der Baby-Talk kommen dieser Empfindsamkeit intuitiv entgegen. Das ist eine transkulturelle Tatsache. Erwachsene, insbesondere die Mütter, noch mehr die Großmütter, dehnen instinktiv die Vokale und wiederholen einzelne Worte. Die Kleinstkinder lernen durch den Sprachklang der vertrauten Stimme schon Gefühle bei ihrer Bezugsperson zu differenzieren, wie Ärger und Freude. Wechseln die Stimmen oder Gefühle durch den Wechsel von Bezugspersonen zu häufig, kann das Kleinstkind Probleme mit der emotionalen Stabilität bekommen, man könnte auch sagen mit dem Urvertrauen, Das A und O für die sprachliche Entwicklung, so Monika Rausch, „ist die soziale und emotionale Beziehung, die das Kleinkind erfährt“. Denn Sprache sei „nicht Werkzeug des Denkens, sondern entwickelt sich im sozialen und emotionalen Miteinander“.

Kommunikation findet mit allen Sinnen statt. Die Tage und Nächte des ersten Lebensjahres sind durch die Bedürfnisse des Kleinkindes bestimmt: Wickeln, schlafen, baden, stillen – das sind Alltagssituationen, die durch sprachliche Zuwendung untermalt werden. Auch in den Jahren zwei und drei, wenn das Sprach-

fenster noch weit offen steht, ist die permanente Anregung, das aufmunternde Gespräch wichtig, manche Sprachforscher sagen sogar entscheidend für das Sprachbewusstsein. Sprache entsteht aus emotionaler Zuwendung und Stabilität, ich darf hier das Standardwerk von Stanley Greenspan und Stuart Shanker, „Der erste Gedanke – Frühkindliche Kommunikation und die Evolution menschlichen Denkens“ zitieren. Sie schreiben: „Wir sind der Überzeugung, daß Emotionen nicht als motivationaler Faktor, sondern als der entscheidende Architekt der Sprachentwicklung dienen. Die ersten Worte eines Kindes, seine frühen Wortkombinationen und ersten Schritte zur Beherrschung der Grammatik, werden nicht nur durch emotionalen Inhalt gelenkt, sondern sind in der Tat davon durchdrungen. Die Fähigkeiten eines Kindes, flüssig und kreativ zu sprechen, ein kompetentes Mitglied seiner soziolinguistischen Gemeinschaft zu werden, seine knospenden Sprachfähigkeiten zu benutzen, um komplexere Aspekte der Sprache zu meistern, sowie mittels der Sprache andere Wissensgebiete zu erobern, sie sind alle die Folge von zuinnerst emotionalen Prozessen“ (S.211). Zitat Ende.

Wir haben in Deutschland jetzt über zehn Jahre Krippenerfahrung nach der großen Krippenoffensive der damaligen Ministerin von der Leyen hinter uns. Es gibt noch keine offizielle Studie über diese Erfahrungen, man scheut sich auch, sie zu machen. Aber es gibt eine unabhängige Studie, die alle anderen zusammenfasst und auch eine sogenannte Krippenampel entworfen hat. Sie ist im Juni erschienen. Und es gibt einen explosionsartigen Anstieg des Bedarfs an Logopäden. Professor Spreng von der Universität Erlangen sieht hier einen Zusammenhang zwischen der Verdoppelung der Fremdbetreuung innerhalb von vier Jahren und der Sprachfähigkeit. Kurz vor der Einschulung, schreibt er, „sind 30 bis 40 Prozent der Kinder sprachgestört. Die Hälfte muss logopädisch betreut werden, die Kosten werden sich auf eine Milliarde Euro belaufen“. Zitat Ende. Die Mißachtung oder Beeinträchtigung der dyadenspezifischen Beziehung zwischen Mutter und Kleinstkind bleibt eben nicht folgenlos, das Humanvermögen wirft nur noch mikrige Rendite ab.

Wir haben zehn Kinder. Denen, die uns fragen, ob wir die alle geplant hätten, sage ich Nein. Aber wir haben sie alle vom ersten Augenblick an geliebt, wenigstens willentlich. Und denen, die von der Zahl beeindruckt meinen, das sei eine tolle Familie, sagen wir: Vielleicht. Denn es kommt nicht auf die Zahl an. Nicht die Zahl konstituiert Familie, sondern die Qualität der Beziehungen. Freilich gilt auch: Ohne Mehrzahl kaum oder keine Beziehungen. Bei einem Kind gibt es drei Beziehungen, bei zwei schon sechs, bei drei bereits zehn. (Rechnung 66) Man muß der Familie, den Kindern, auch die Chance zur Qualität, zur Bildung von Humanvermögen geben und deshalb ist eines der größten Geschenke, die Eltern ihrem Kind machen können, daß sie ihm Geschwister schenken. Wenn es geht. Damit schenken sie Beziehung, potentielle und reale Liebe, Nestwärme, Kraft zum Leben.

Es ist, vor allem gesellschaftlich gesehen, eine Gratisleistung, die man nicht versteht. Ich will das anhand einer weiteren Anekdote illustrieren, sie stammt aus dem Kapitel, das meine Frau geschrieben hat und zwar bevor eine Staubsaugerfirma auf dieselbe Idee kam (eigentlich hätte ich da mal telefonieren und auf die Passage im Buch hinweisen sollen und so vielleicht einen neuen Staubsauger abstauben können). Wie immer, meine Frau also schreibt: „Wie oft haben wir dieses Denken nur in Arbeitskategorien erfahren, zum Beispiel auf Cocktailparties mit Geschäftsleuten und Diplomaten. Beim Kennenlernen fragt man nach dem Identitätsmerkmal Nummer eins: Dem Beruf. Liebe Hausfrauen und Mütter, geben Sie sich einmal auf so einer Party der feinen Leute zu erkennen, indem Sie sagen, ich bin Hausfrau und Mutter. Das ist fast so, wie wenn Sie sagen würden, ich habe Lepra. Sie werden schnell erleben, wie einsam man in der Masse sein kann. Wir haben uns überlegt, daß das so nicht mehr weitergehen kann und bei der nächsten Party wurde ich wieder gefragt: „Und Sie, was machen Sie?“- „Ich bin mittelständische Unternehmerin.“ Es entspann sich ein interessiertes

Gespräch. „Wieviele Mitarbeiter haben Sie?“ – „Zehn, gerade noch überschaubar.“ - „Ach, interessant, als Frau. Da haben Sie doch sicher manchmal Probleme bei der Durchsetzung Ihrer Pläne?“ - „Doch, gewiß, aber man muß eben auf jeden Mitarbeiter eingehen. Bei mir wird Mitbestimmung großgeschrieben. Das ist Management by everybody.“ - Sofort entwickelt sich ein Smalltalk, ein spannendes Gespräch über Unternehmensführung. Das Teilhaben, das Mitziehen, das Mittragen, das sollte jeden Mitarbeiter im Betrieb angehen. Entscheidungen fällen und Entscheidungen übernehmen heiße auch Gefühl für Verantwortung entwickeln. Natürlich jedem, wie er kann. Aber das gebe Motivation und fördere die Identifikation mit dem Unternehmen. Das schaffe Selbstwertgefühl und forme die Persönlichkeit. Was ich denn produziere, will man schließlich wissen. Die Antwort: „Humanvermögen“.

Die Verblüffung nach solch einem Gespräch ist erstaunlich. Dabei werden hier nur wirtschaftliche Begriffe auf eine Arbeit angewandt, die man freilich als Privatsache betrachtet. Aber auch sie zeigen: Kommunikation und emotionale Stabilität sind die Voraussetzung für die Bildung von Humanvermögen. Ohne sie läuft die Schulbildung ins Leere, ohne die häusliche Produktion von Humanvermögen rutscht die Gesellschaft in eine Armut, die heute noch auf keinem Schirm und durch kein soziales Frühwarnsystem zu erkennen ist. Wenn heute jedes fünfte Kind in Deutschland Verhaltensstörungen aufweist, dann sind die Ursachen weniger in der Schule als an den frühen Orten der Gefühlskultur zu suchen. Kommunikation und emotionale Stabilität wiederum setzen Zeit mit dem Kind voraus. Das kann zuhause sein, das kann aber auch im Kindergarten geschehen. An diesen Orten unserer Gefühls- und Wertekultur, an diesen Stätten unserer frühen Orientierungs- und Bindungsfähigkeit entscheidet sich das Kindeswohl, mithin die Bildung von Humanvermögen.

Schluss - mit einer kleinen Empörung über die Politik

Ich komme zum Schluss und würde mich hier gern auch etwas empören, das ist ja politisch korrekt und angesagt. Ich frage: wird diese enorme Leistung der Eltern, vor allem der Mütter auch gesellschaftlich anerkannt? Sie kennen vermutlich die Karikatur, auf der eine Frau dem Beamten auf irgendeinem Amt sagt: Erst hab ich meine vier Kinder großgezogen, dann die drei Enkel, dann hab ich mich um Obdachlose und Arme gekümmert und schließlich meinen alten Vater bis zuletzt gepflegt. Die Antwort des Beamten: Sie haben also nicht gearbeitet. Die Karikatur ist unglaublich treffend. Denn diese Diskriminierung ist unmenschlich, sie verneint die Identität der Mütter, sie verneint die Identität des Humanum, sie verweigert die Anerkennung einer Leistung, ohne die die Gesellschaft nicht leben kann. Die Mütter sind es vor allem, die die Voraussetzungen schaffen, von der der Staat lebt. Sie vor allem sind es, die das Humanvermögen bilden.

Das Urgefühl existentieller Sicherheit und des bedingungslosen Angenommenseins setzt die Kommunikation voraus. Rousseau kam zu dem Ergebnis: „Der Mensch, das soziale Wesen, ist immer wie nach außen gewendet: Lebensgefühl gewinnt er im Grunde erst durch die Wahrnehmung, was andere von ihm denken“. Und John Locke schrieb: „Wer überhaupt ein menschenähnliches Wesen hat, bringt es nicht fertig, in einer Welt zu leben, in der ihm seine Mitmenschen ständig abweisend und verächtlich begegnen. Diese Last ist zu schwer, als dass ein Mensch sie ertragen könnte“. Es gibt aber einer Gruppe, die diese Last in der Öffentlichkeit seit Jahrzehnten trägt: die sogenannten Nur-Hausfrauen. Ihnen will man weismachen, dass sie am Herd ihr Leben vertun. Ein Skandal.

Überhaupt der Herd. In allen Parteien wird heute das Hohelied der Vereinbarkeit gesungen und vollmundig in den Chor der Verfemung des Herdes eingestimmt, so als ob dieses arme Küchengerät Teufelswerk wäre. Abgesehen davon, daß der Herd, wie Alfred Biölek unermüdlich zeigte, ein durchaus menschliches Arbeitsfeld ist, hat er auch eine kulturelle Vergangenheit. Auf dem Forum Roma-

num sind noch heute die Reste des Tempels der Vesta, der Göttin des Herdfeuers zu sehen. Das Herdfeuer war Mittelpunkt des Hauses und des Staates, das Feuer der Vesta hatte immer zu brennen. Im Französischen ist Foyer, die Feuerstelle, gleichzeitig das Heim. Mit der Aufgabe der Feuerstätte zugunsten von Fastfood hat man die Wärme der familiären Gemeinschaft auf die Temperatur des Kühlschranks abgekühlt. Es gibt kaum einen Ort der Erziehung, der markanter wäre als das regelmäßige gemeinsame Essen. Natürlich kann man auf diese Gemeinsamkeit verzichten und den Tisch warmer Gemeinsamkeit durch den Kühlschrank ersetzen, aus dem sich jeder einzeln bedient. Menschlich gesehen ist das ein Rückschritt. Denn die Mahlzeit an einem gedeckten Tisch ist eine Kulturtat. In Familien findet sie noch statt, in der Politik heißt es nur noch: Familie ist da, wo ein Kühlschrank steht.

Genug der Empörung. Familie ist die Lebensform, die der Natur des Menschen entspricht, seinen Hoffnungen und Sehnsüchten, seinem Durst nach Liebe, seinem Hunger nach Anerkennung, seinem Bedürfnis nach Intimität, die Geborgenheit schenkt und Gefühl für existentielle Sicherheit. Sie ist der natürliche Produktionsort des Humanvermögens und der Bindungs- und Glaubensfähigkeit. Und sie ist die natürliche Folge eines anthropologischen Prinzips, des konjugalen Prinzips. Bei einer weiteren Feldumfrage im Hause, diesmal zur Frage, was ist väterliche Autorität, bekam ich als Antwort: Man muss immer alles fragen dürfen. Fragen und Glauben sind Formen des Urvertrauens, sie führen zur Erkenntnis der Natur des Menschen, zur Erkenntnis unseres Ziels, dem Glück, das ja, wie Thomas von Aquin sagt, darin besteht, secundum naturam esse, unserer Natur gemäß zu leben. Moderner ausgedrückt könnte man sagen: Unser Humanvermögen auszuschöpfen. Entscheidend bei all diesen Fragen aber ist, ob man dem Ahnherr der 68er, dem praktischen Nihilisten Jean Paul Sartre folgt, der gesagt hat, La nature de l'homme n'existe pas – die Natur des Menschen existiert nicht, oder ob man im Gegenteil davon überzeugt ist, daß es eine Natur des Menschen gibt, einen Masterplan, der mehr ist als evolutionärer Zufall. Dieser Masterplan hat eine Matrix: Die Liebe. Sie schafft das Urvertrauen, die DNA des Humanvermögens. Und dieser Prozess geschieht in der Familie. Die Familie ist das Zuhause der Liebe, ohne sie ist die Gesellschaft arm dran. Sicher, Liebe hat viele Gesichter, eins sind die Kinder, oder um es mit dem Frühromantiker Novalis zu sagen: Wo Kinder sind, ist ein goldenes Zeitalter. Denn Kinder sind sichtbar gewordene Liebe.

Ich danke für die Aufmerksamkeit.